

Leute

Harris hatte Corona

Der amerikanische Schauspieler **Neil Patrick Harris** (47) und seine Familie haben bereits im Frühjahr das Coronavirus gehabt. „Es passierte sehr früh – Ende März, Anfang April“, sagte der 47-Jährige („How I met your Mother“) in einem Interview in der „Today“-Show am Dienstag. „Ich dachte, ich hätte die Grippe, und ich wollte nicht paranoid sein. Dann verlor ich meinen Geschmacks- und Geruchssinn“, so Harris. Daraufhin hätten er und seine Familie sich zurückgezogen. Inzwischen seien er, Ehemann **David Burtka** und die Zwillinge **Harper Grace** und **Gideon Scott** wieder vollständig genesen. „Es war nicht angenehm, aber wir haben es durchstanden.“ (dpa)

Reinhardt will „Tatort“-Rolle

Der Schauspieler hinter der Travestiekünstlerin **Lilo Wanders**, **Ernie Reinhardt** (64), würde gern mal einen Fernsehkommissar verkörpern oder eine andere tragende Rolle in einem Spielfilm übernehmen. Dafür würde er sich dann auch ungeschminkt und als Mann zeigen, sagte er. „Wenn jetzt das dicke Ding kommt und das ist so ein Drehbuch und die Hälfte gehört mir, dann mache ich das.“ Am liebsten würde er die Rolle eines heterosexuellen „Tatort“-Kommissars spielen. „Meinetwegen auch den Pathologen oder so was“, sagte Reinhardt, der aus Niedersachsen stammt. (dpa)

Witherspoon hatte Angst

Oscar-Preisträgerin **Reese Witherspoon** (44) hatte als junge Mutter ähnliche Sorgen wie viele andere Eltern. „Ich wurde schwanger, als ich 22 war, und ich wusste nicht, wie man Arbeit und Mutterschaft in Einklang bringt“, sagte Witherspoon in einem Interview in der „Drew Barrymore Show“ am Dienstag (Ortszeit). „Um ganz ehrlich zu sein – ich hatte Angst.“ Sie habe auch noch nicht gewusst, ob ihre Arbeitssituation stabil sei. Die Schauspielerin brachte ihre Tochter Ava im Jahr 1999 zur Welt – Vater war Witherspoons Kollege und damaliger Ehemann **Ryan Phillippe**, von dem sie sich aber später trennte. (dpa)



Foto: dpa/Jordan Strauss

Kurz berichtet

Hurrikan trifft USA

WASHINGTON. Hurrikan Sally ist an der US-Golfküste auf Land getroffen. Der Südosten des Bundesstaats Alabama und der Westen von Florida waren zunächst besonders von starken Winden und Überschwemmungen betroffen. Das Auge des Sturms war am frühen Mittwochmorgen (Ortszeit) mit Windgeschwindigkeiten von bis zu 165 Stundenkilometern auf Land getroffen, so das Nationale Hurrikanzentrum. (dpa)

Ruß aus Kalifornien

OFFENBACH. Rußpartikel der Brände an der US-Westküste sind um den Globus bis nach Deutschland gelangt und haben hierzulande den Himmel milchig erscheinen lassen. Die verheerenden Brände verursachten so am vergangenen Wochenende für farbenprächtige Sonnenauf- und -untergänge in Deutschland. „Dies liegt an den ganz feinen Rußpartikeln in etwa zehn Kilometer Höhe“, so der Deutsche Wetterdienst. (dpa)

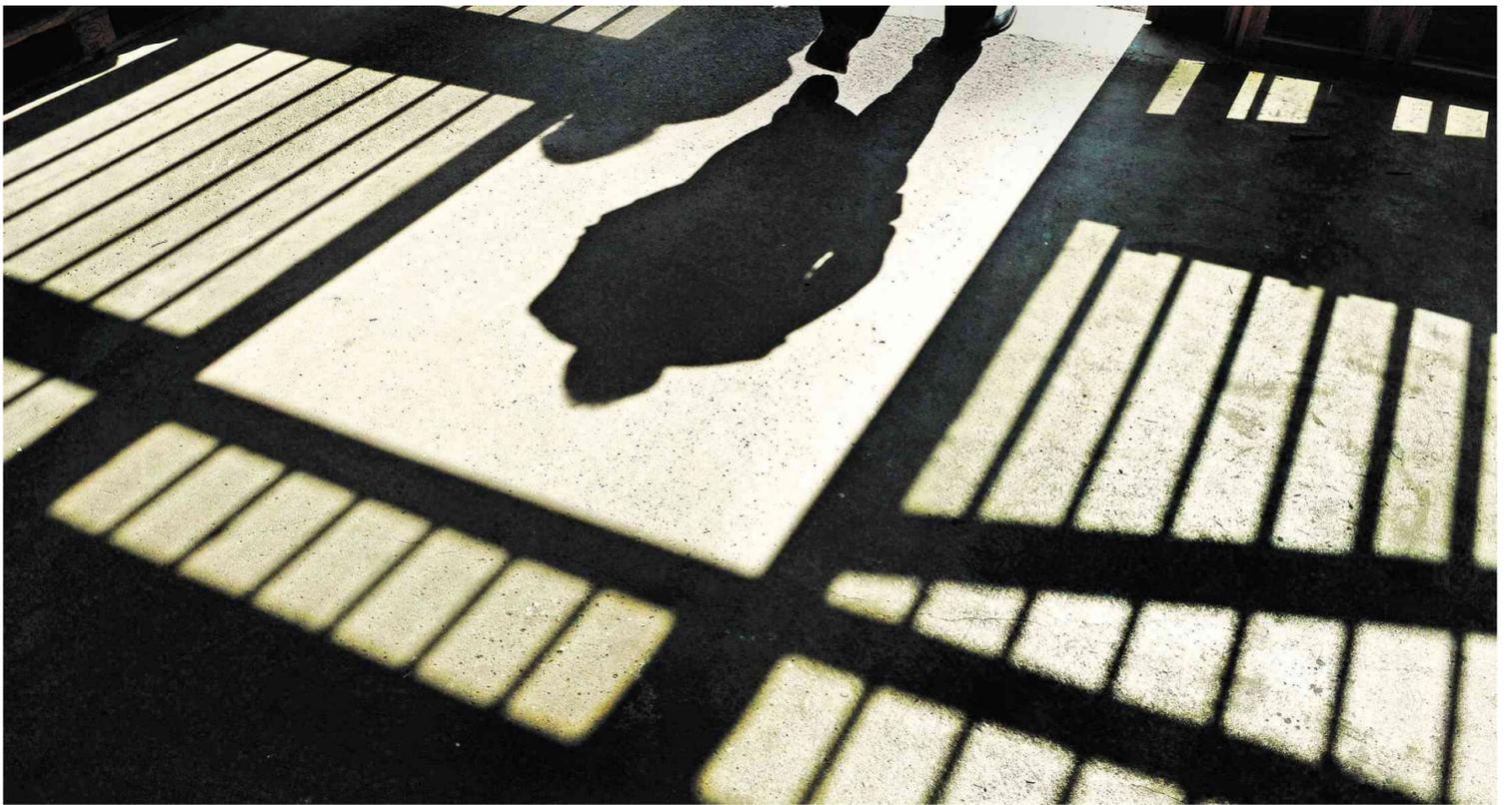
Mord durch Sektenchefin?

HANAU. Im Mordprozess gegen eine mutmaßliche Sektenführerin in Hanau hat die Staatsanwaltschaft eine lebenslange Freiheitsstrafe gefordert. Die 73-Jährige sei schuld am Tod eines vierjährigen Jungen im August 1988, so der Oberstaatsanwalt am Mittwoch. Er wertete die Tat als Mord durch Unterlassen. Die Angeklagte habe das ihr zur Betreuung überlassene Kind vorsätzlich in einem verschürten Leinensack seinem Schicksal überlassen. (dpa)

Aufgelesen

Schlange als Corona-Maske

MANCHESTER. Ein Mann hat sich eine große Schlange offenbar als Ersatz für eine Corona-Maske in einem Bus um den Kopf gewickelt. Der Fahrgast war mit dem Reptil um Nacken und Mund im Großraum der britischen Stadt Manchester unterwegs. „Nicht einer hat auch nur mit der Wimper gezeitelt“, berichtete eine Frau der Nachrichtenagentur PA. Sie selbst habe das lustig gefunden. Später schlängelte sich das Tier bei dem Vorfall am Montag auch noch über eine Stange im Bus. In den öffentlichen Verkehrsmitteln in England besteht Maskenpflicht. (dpa)



Fast alle Häftlinge sehnen den Tag der Entlassung herbei – in Freiheit haben sie dann mit Vorurteilen und Stigmatisierung zu kämpfen, sagt die Forscherin Barbara Sieferle.

Foto: dpa/Felix Kästle

VON SANDRA MARKERT

STUTTGART. Wie geht es Menschen im und nach ihrer Zeit im Gefängnis? Das hat die Freiburger Forscherin Barbara Sieferle vor Ort untersucht.

Frau Sieferle, Sie waren fünf Monate im Gefängnis – ganz freiwillig. Wie kam es dazu? Ich wollte herausfinden, wie diese gesellschaftliche Institution eigentlich funktioniert. Wir wissen darüber so wenig, obwohl Gefängnisse mehrere 100 000 Menschen in Deutschland betreffen, die dort einsitzen, arbeiten, als Angehörige, Polizei oder Justiz damit zu tun haben.

Sie haben sich ein reines Männergefängnis ausgesucht. Warum? Weil es einfach kaum weibliche Gefangene in Deutschland gibt. 95 Prozent der Inhaftierten sind Männer.

Wie haben Sie Ihre Zeit hinter Gittern erlebt, noch dazu als Frau in diesem Männerumfeld? Anfangs hatte ich, das muss ich offen zugeben, auf jeden Fall Bedenken. Ich wusste ja nicht, was mich erwartet. Aber das hat sich bald gelegt. Der Umgang mit den inhaftierten Männern war gut, wir haben auch viel zusammen gelacht. Unwohl gefühlt habe ich mich trotzdem die ganzen Monate über.

Warum? Die ganze Atmosphäre im Gefängnis lässt ein Wohlfühlen einfach nicht zu. Da müssen beispielsweise fünfzehn Türen geöffnet und wieder geschlossen werden, bis man im Inneren des Gefängnisses ist. Es gibt viele dunkle oder mit Neonlicht beschienene Gänge, keine Natur, strikte Besuchszeiten ohne jegliche Privatsphäre, einen ständigen Lärmpegel. Das setzt einem schon sehr zu.

Sie haben zehn Männer intensiv begleitet, die kurz vor ihrer Entlassung standen. Was haben die an ihren ersten Tagen in Freiheit gemacht? Das war ganz verschieden. Ein Mann hat sich zwei Tage in einen Park gesetzt und Sonne, Vögel und Blätterrauschen genossen. Ein anderer hat sich tagelang nicht aus dem

„Die Bestrafung geht weiter“

Die Freiburger Forscherin Barbara Sieferle geht hart mit dem deutschen Strafvollzug ins Gericht – und zeigt Lösungen auf.

Zimmer getraut, weil die Welt außerhalb des Gefängnisses ihm so Angst gemacht hat. Ein dritter war feiern. Vielen war ein gutes Essen wichtig oder natürlich das Treffen mit der Familie, wenn es noch soziale Kontakte gab.

Stehen die meisten Männer alleine da, wenn sie aus der Haft entlassen werden?

Ja. Die Männer, die ich begleitet habe, hatten alle längere Haftstrafen zwischen zwei und 15 Jahren hinter sich. Es ist im Gefängnis meiner Meinung nach beinahe unmöglich, soziale Kontakte aufrechtzuerhalten. Dafür sind die Besuchszeiten einfach viel zu strikt, es gibt keine Privatsphäre, keine ungestörten Gespräche, kaum körperliche Nähe. Telefonieren ist nur unter Aufsicht und sehr teuer möglich. Man kann also hauptsächlich Briefe schreiben, und zwar nur per Hand. Diese Besuchsrestriktionen werden ja auch als Teil der Strafe gesehen. Ich bin aber der Meinung, dass sie eine Resozialisierung nach dem Gefängnis wahnsinnig erschweren.

Weil die ehemaligen Häftlinge ohne Hilfe in der freien Welt verloren sind?

Ja. Das fängt ja schon damit an, dass man den Fahrkartenautomat vor der Haftanstalt nicht bedienen kann, weil sich die Technik in den Jahren hinter Gittern so verändert hat. Alltägliche Dinge wie Einkaufen im Supermarkt oder ein kurzes Gespräch beim Bäcker machen Angst, weil die ehemaligen Inhaftierten solche Begegnungen mit fremden Menschen nicht mehr kennen. Und sie trau-

en sich meist auch nicht, um Hilfe zu bitten – aus Angst, dass man dann sofort weiß, welchen Hintergrund sie mitbringen.

Das heißt, die meisten verschweigen ihren Gefängnisaufenthalt?

Anfangs wollen viele offen und ehrlich damit umgehen. Aber dann merken sie, wie Menschen bei der Wohnungssuche, bei Vorstellungsgesprächen oder einem Date auf den Satz „ich war im Gefängnis“ reagieren – mit Vorurteilen, Ablehnung, Kontaktabbruch. Also behalten sie es lieber für sich.

Zur Person

▪ **Barbara Sieferle** ist 1983 in Emmendingen geboren.

▪ **Karriere** Von 2006 bis 2012 Studium der Ethnologie und Soziologie an der Uni Freiburg. Von 2013 bis 2017 folgte die Promotion an der Uni Innsbruck. Seit 2017 ist Barbara Sieferle wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Freiburg mit dem Forschungsschwerpunkt Haftentlassung. (mar)



Foto: SN

Gefängnisaufenthalte sollen dazu beitragen, dass sich Kriminelle danach wieder in die Gesellschaft integrieren. Funktioniert das Ihren Erfahrungen nach?

Nein. Die Männer, die ich begleitet habe, sind jetzt seit einem Jahr aus der Haft entlassen. Die unglaubliche Euphorie bei der Entlassung ist schnell einer sehr gedrückten Stimmung gewichen, weil die gesellschaftliche Realität die Wünsche und Träume der Männer eingeholt hat. Die Mehrheit ist noch auf Arbeitssuche. Die Hälfte lebt in Heimen für Haftentlassene, die andere bei Familie oder Freunden. Einer ist schon wieder im Gefängnis. Von einem normalen Alltag mit eigenem Einkommen, eigener Wohnung und sozialen Kontakten kann also nicht die Rede sein. Die Bestrafung geht nach der Haft also weiter.

Also sind Gefängnisse nicht unbedingt das beste Mittel, um Menschen wieder auf den rechten Weg zu bringen?

Es gibt Menschen, bei denen nichts anderes hilft, als sie einzusperrn. Aber der Großteil der Inhaftierten in Deutschland sitzt wegen Drogendelikten und Beschaffungskriminalität. Und da muss man sich schon fragen, ob man denen nicht mehr helfen würde, wenn sie in soziale Einrichtungen oder Wohngruppen kämen mit viel psychologischer und sozialpädagogischer Unterstützung, mit Sozialkontakten oder auch mit der Möglichkeit, weiterhin ihren Arbeitsplatz zu besuchen, sofern sie noch einen haben.

Das würde vermutlich mehr Geld kosten. . .

Nein, das glaube ich gar nicht. Ein Inhaftierter in Deutschland kostet pro Tag etwa 120 Euro. Auf den Monat gerechnet könnte man mit diesem Geld jedem Häftling einen persönlichen Sozialarbeiter zur Seite stellen.

Sie sagen, dass ehemalige Häftlinge mit sehr vielen Vorurteilen zu kämpfen haben, die Sie selbst auch hatten. Wie sehen Sie diese Menschen heute?

Inzwischen weiß ich, dass die verübte Straftat oder der Gefängnisaufenthalt nur ein Teil dieser Menschen ist. Wie jeder von uns haben auch sie ein vorurteilsfreies Leben und eine zweite Chance verdient.

Mit der Schwalbe zur Datsche

Vom Antifaschistischen Schutzwall bis zum Westpaket – ein Buch erklärt 50 Begriffe aus der DDR

BERLIN. Ein recht zuverlässiger Ost-West-Sprachtest ist die Frage: Wie macht die Ente? Wessis meinen meist „Quak, quak“, Ostdeutsche dagegen „Nak, nak, nak“, denn „Quak“ mache doch der Frosch. „Nak, nak“ geht wohl auf Schnatterinchen aus dem DDR-Kinderfernsehen zurück. Eltern geben die lautmalersche Lehre bis heute an Kinder weiter. In einem neuen Buch des Dudenverlags über die Sprache in der DDR – passend zum 30. Jahrestag der Einheit – geht es aber weniger um tierische Kindersprache.

Die Autorin Antje Baumann erklärt in ihrem Werk „Mit der Schwalbe zur Datsche – So sprach der Osten“ 50 Begriffe aus der Deutschen Demokratischen Republik. Die Liste reicht vom Wort „Antifaschistischer Schutzwall“, das die tödliche Mauer kassieren sollte, bis hin zum gesamtdeutschen Phänomen „Westpaket“.

Die „Datsche“ aus dem Titel ist eines von etlichen Wörtern, die aus dem Russischen („datscha“ für kleines Sommerhaus) in den DDR-Sprachegebrauch gelangten. Die „Schwalbe“ ist nicht irgendein Moped, sondern ein viel verkauftes Zweirad aus dem Suhler Volkseigenen Betrieb (VEB) Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk Simson. Als sogenanntes Schibboleth (sprachliches Erkennungszeichen) funktioniert auch der „Kindertag“: „Wenn Sie meinen, der Kindertag sei irgendwann im September, haben Sie nicht in der DDR gelebt. Dort wurde der Kindertag, anders als in Westdeutschland, immer groß gefeiert, und darum wusste jedes



Ein Tischfernsprecher mit Wählscheibe aus DDR-Produktion Foto: imago/Rüdiger Wölk

Kind: Am 1. Juni ist kein Unterricht, dafür Lieder, kleine Geschenke und Kinderfeste.“

Baumann erklärt auch, was „Bausoldaten“ waren: Von 1964 bis 1989 verweigerten etwa 15 000 junge Männer aus ethischen Gründen den Dienst an der Waffe, Wehrdienstverweigerer drohte aber Haft. Als Ersatz mussten die Männer militärische Anlagen bauen – getrennt von den anderen Soldaten. Die SED sah sie als „feindlich-negati-

ve Kräfte“ an und schränkte ihre Berufungs- und Studienchancen ein. Zu erkennen waren sie am Spaten auf der Schulterklappe.

Die „Eingabe“ war in der DDR ein Beschwerdemittel: Die Verfassung gestand jedem das Recht zu, sich mit Eingaben – das heißt mit Hinweisen, Beschwerden, Vorschlägen – an staatliche Organe zu wenden.

Die „Freikörperkultur“ war in der DDR ein Stück Freiheit: „Nicht jeder DDR-Bürger ging nackt baden, wie es das Klischee verlangt. Aber tatsächlich breitete sich das Nacktbaden in der DDR trotz anfänglichen Widerstands der DDR-Regierung stark aus, während man andernorts – etwa in der Sowjetunion – dafür verhaftet werden konnte.“ Aber natürlich ist FKK älter als die DDR, stammt aus der Lebensreformbewegung im 19. Jahrhundert.

Klassiker des DDR-Wortschatzes sind „Intershop“ und „Kaufhalle“, also zum einen Läden, in denen es Westwaren gegen Devisen gab, und zum anderen die Entsprechung des Supermarkts – „allerdings nur in räumlicher Hinsicht, denn das Warenangebot unterschied sich doch sehr und wurde fast werbefrei und zu stabilen Preisen dargeboten.“

Längst haben Ostdeutsche gelernt, Plastik statt „Plast“ oder „Plaste“ zu sagen. Die soziolinguistische Erklärung dafür sei, dass stets die kleinere oder unterprivilegierte Gruppe beide Sprachvarianten lerne. Aus Plaste wurde in der DDR vieles hergestellt – sogar ein Auto. (dpa)

Goldhändler erschießt Räuber – Aussage geplant

CELLE. „Ich musste meine Frau retten.“: So zitiert die „Bild“-Zeitung den Inhaber eines Juwelier- und Antiquitäten-Geschäfts in Celle nach den tödlichen Schüssen auf zwei Räuber. Der 71-Jährige handelte dem Bericht zufolge in Notwehr. Mit den Ermittlern hat er noch nicht gesprochen. Ein Sprecher der Staatsanwaltschaft in Celle (Niedersachsen) sagte, der 71-Jährige habe über seinen Anwalt erklären lassen, dass er bereit sei, sich zu dem Fall zu äußern. Die Vorbereitungen für die Vernehmung liefen. Zuvor hatte er sich auf das Auskunftsverweigerungsrecht berufen. Die Ermittler prüfen, ob Notwehr vorliegt. Gegen den Mann wird wegen des Verdachts auf Totschlag ermittelt.

Die „Bild“ zitierte den 71-Jährigen mit den Worten: „Es tut mir alles unendlich leid. Aber ich musste meine Frau retten.“ Der Rollstuhl, in dem einer beiden Angreifer saß, sei nur Teil einer Maske gewesen: Der Mann aus dem Rollstuhl sei über den Tresen gesprungen und habe sich auf seine 72 Jahre alte Frau gestürzt, dann habe er zur Waffe gegriffen, sagte der Ladenbesitzer laut „Bild“.

Einer der beiden mutmaßlichen Räuber starb nach dem versuchten Raubüberfall am Montagnachmittag noch in dem Geschäft, der zweite wenige Stunden später im Krankenhaus. Das Paar, das einen Schock erlitt, alarmierte selbst Polizei und Notarzt. Die Identität zumindest eines der beiden mutmaßlichen Räuber steht fest, es handelt sich demnach um einen 35-Jährigen. (dpa)